

The background of the cover is a scenic landscape. In the middle ground, a large stone castle with multiple towers sits on a grassy hill. A stone bridge with several arches spans a wide river in the foreground. The sky is filled with dramatic, grey clouds. In the bottom right corner, a large, vibrant purple thistle flower is in sharp focus, its green leaves and spiky base clearly visible.

BARBARA
ERSKINE

*K*önigreich
der
Schatten

Weltbild

Jung, schön, kinderlos wird Clare Royland, Frau eines Londoner Bankiers, von furchtbaren Alpträumen gequält. Sie sieht sich dabei in die Rolle ihrer Ahnherrin Isobel von Five versetzt, die im 14. Jahrhundert auf Duncairn Castle lebte und dafür kämpfte, ihren Geliebten Robert Bruce zum König eines freien Schottlands zu krönen. Mit dem Verlust der Liebe und Kerkerschmach musste sie dafür bezahlen. - Auch Clare sieht sich von Feinden umringt: ihr Mann will sie entmündigen lassen, und ein amerikanischer Ölkonzern versucht, ihr Duncairn Castle um jeden Preis streitig zu machen ...

Barbara Erskine

Königreich der Schatten

Roman

Aus dem Englischen von Joachim Körber

Weltbild

Die Autorin

Barbara Erskine studierte mittelalterliche Geschichte und hat bereits zahlreiche Romane veröffentlicht. Ihre Bücher wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und belegten stets die vorderen Plätze in den internationalen Bestsellerlisten. Barbara Erskine lebt mit ihrer Familie in Wales und auf einem alten Landsitz in North Essex.

Die englische Originalausgabe erschien 1988 unter dem Titel Kingdom of Shadows by Michael Joseph, Ltd. London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1988 by Barbara Erskine

Copyright der deutschsprachigen Übersetzung © 1989, 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Übersetzung: Joachim Körber

Covergestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Titelmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Shutterstock (© Marina Hannus, © Svetoslav Radkov,

© iweta0077, © S.Borisov)

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-985-6

Für
Adrian James Earl
und Jonathan Erskine Alexander,
ebenfalls Nachfahren
des Bruce

DANKSAGUNG

Ich möchte in meine Danksagung gerne alle einschließen, die mir mit Informationen zu diesem Buch dienlich waren und so geduldig meine Fragen zu den unterschiedlichsten Themen beantwortet haben.

Besonders hervorheben möchte ich Reverend Edgar Pearson, Reverend Brian Toll und Reverend Peter Disney für ihren Rat zum Thema Besessenheit und Exorzismus; Janet Hanlon für ihre Informationen über die Geburt von Kindern; Anne und Michael Grieve; Richard Smith-Carrington; Michael Unsworth für seine Hilfe in Sachen Ölindustrie. Und meinen Mann Michael Hope-Lewis für seine Informationen über die Londoner Finanzwelt und für die Geduld, mit der er zwei Jahre lang einen ausschließlich aus Spaghetti bestehenden Speiseplan ertrug, während ich das Buch geschrieben habe!

Besonders dankbar bin ich Sheldon Press, die mir erlaubte, Auszüge aus Exorzismus-Gebeten aus dem Buch *Healing the Family Tree* von Dr. Kenneth McAll zu verwenden. Und Dank auch an euch, ihr Leute von Buchan, besonders David Rennie in Dundarg, die uns in ihren Häusern willkommen hießen und uns die alten Schlösser zeigten, welche den Hintergrund dieser Geschichte bilden.

Duncairn hat es in dieser Form nie gegeben. Würde es existieren, wäre es ganz in der Nähe von Old Slains und würde Dunottar nicht unähnlich sein!

Barbara Erskine, Great Tey, 1988

DER TRAUM

Er kam in jener Nacht erneut, mit der stummen Bedrohlichkeit einer Wolke, die vor den Mond gleitet. Sie begann, im Schlaf die schweißfeuchten Hände zu Fäusten zu ballen und wieder zu öffnen. Ihr Atem wurde kurz und unregelmäßig, das Herz schlug schneller. Sie warf sich von einer Seite auf die andere und wimmerte vor Angst. Dann bewegte sie sich nicht mehr. Die Augen unter den Lidern fingen rasch an zu kreisen.

Von Panik ergriffen, versuchte sie zu fliehen; ihre Hände tasteten in der Dunkelheit. Doch etwas behinderte sie, hielt sie wie in einer Falle fest. Über ihr, hinter ihr, auf allen Seiten waren Gitter und hinter den Gittern Augen. Glotzende Gesichter, Lippen, die sich bewegten, vom Speichel feucht glitzernde, den Hauern von Tieren gleiche Zähne. Aber es waren keine Tiere, es waren Menschen, und nur die Gitter schützten sie vor ihnen. Da wick sie auf den Knien zurück und legte die Arme vor den Kopf.

Als sie erneut aufsaß, waren sie verschwunden. Es herrschte wieder Leere.

Langsam stand sie auf. Jetzt war sie im Traum ein Vogel. Ihre Schwingen waren aufgrund mangelnden Gebrauchs steif, die Federn staubig und spröde. Sie auszubreiten tat den Muskeln in Brust und Schultern weh. Sie versuchte damit zu schlagen, schneller und schneller, wollte sie zwingen, sie hinaus und zum Himmel hinauf zu tragen. Aber die Gitterstäbe hielten, die Flügel schlugen dagegen – schlugen, schlugen, bis sie gebrochen und blutig waren und sie selbst erschöpft. Die Hoffnung verging; sie wusste wieder, dass sie eine Frau war.

Der Traum begann zu vergehen und mit ihm die Reglosigkeit, die der tiefste Schlaf mit sich bringt. Tränen rannen ihr in die Augen und strömten unter den geschlossenen Lidern hervor. Sie bewegte wieder unruhig den Kopf, ihre Hände tasteten in einem Nachhall des Traums umher, suchten die Gitterstäbe und sie hatte Angst, sie könnten immer noch da sein, wenn sie erwachte. Jetzt kämpfte sie gegen den Traum, war aber immer noch von ihm umgarnt.

Eine Hand, die in der Dunkelheit tastete, ergriff etwas und hielt es fest, bis die Knöchel weiß hervortraten. Es war die mit einer Kette verschlossene Käfigtür.

Sie riss die Augen auf, öffnete den Mund und fing an zu schreien.

PROLOG

1970

Margaret Gordon sah auf die beiden Kinder zu ihren Füßen hinab und lächelte. James, mit rosigen Wangen, ordentlich gekämmtem Haar, in kariertem Hemd und ausnahmsweise einmal sauberen Jeans, saß zappelnd auf dem Fußschemel neben dem Sessel. Er war mit seinen acht Jahren bereits ein großer, athletischer Junge und es sah aus, als würde er so hübsch wie sein Vater werden. Sie schüttelte traurig den Kopf, dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit Clare zu. Sie war vier Jahre älter als ihr Bruder, ein dunkelhaariges, schlankes Mädchen mit der Anmut und elfengleichen Schönheit eines Kitzes. Ihr kurzes, gewelltes Haar rahmte ein fein geschnittenes, von großen grauen Augen beherrschtes Gesicht ein.

Diese Augen waren, wie immer, starr auf die Großtante gerichtet.

»Weiter, Tante Margaret, erzähl uns von der Spinne.« James beugte sich nach vorne und stützte die Ellbogen auf die Knie. »Und wie der König aus Schottland entkommen ist.«

Margaret lächelte nachsichtig. »Noch einmal? Jedes Mal, wenn du zu mir kommst, willst du diese Geschichte hören.« Seltsam, wie sehr sich Kinder wünschten, immer wieder dieselben alten Geschichten erzählt zu bekommen. Und wie sie sich beschwerten, wenn man eine Einzelheit veränderte oder vergaß.

»Und Clare?« Sie drehte sich um und lächelte ihrer Großnichte zu. »Welche Geschichte möchtest du denn gerne hören?«

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, da bedauerte sie sie auch schon, denn sie wusste, wie die Antwort ausfallen würde. Sie spürte, wie sich ihre Bauchmuskeln warnend zusammenzogen, als sie Clares gleichmütigen Blick sah.

»Ich würde gern die von der Gräfin Isobel hören, die ihn zum König gekrönt hat«, flüsterte das Mädchen. »Und wie man sie in einen Käfig sperrte ...«

Margaret schluckte. »Die ist nicht sehr lustig, Liebes. Ich glaube, wir sollten es für heute bei der Spinne bewenden lassen. Es wird auch bald Zeit für den Tee.« Sie zögerte und fühlte sich unbehaglich unter dem Blick dieser großen, ausdrucksvollen Augen. »Außerdem werden eure Mutter und Archie gleich von ihrem Spaziergang zurück sein.«

Sie lehnte sich im Sessel zurück und tat einen erbosten Ausruf, als die beiden Gehstöcke, die über der Holzlehne hingen, klappernd zu Boden fielen.

James sprang linkisch auf die Beine, um sie aufzuheben, und stieg dabei über seine Schwester, die sich nicht gerührt hatte. »Dann schieß los, Tante Margaret.« Er klemmte die Stöcke wieder fest an Ort und Stelle. »Es war auf Rathlin Island ...«

Margaret betrachtete ihre Hände. Die schlanken, aristokratischen Hände waren jetzt geschwollen und knotig von Arthritis; sie konnte keine Ringe mehr tragen oder einen Armreif über die geschwollenen Knöchel schieben. Wie albern, sich in ihrem Alter über derlei eitle, unwichtige Dinge Gedanken zu machen. Sie sah Clare verstohlen an. Wenn das Mädchen noch ein wenig älter war, würde sie ihr den Schmuck geben. Auf den Rest

würde Clare bis nach ihrem Tod warten müssen.

Sie umklammerte einen der Gehstöcke fest und lehnte ihn gegen die Knie, sodass sie sich, so gestützt, auf den Rand des hohen Sessels setzen konnte, um die Schmerzen im Rücken erträglich zu halten. Die Mutter des Mädchens sagte, dass Clare häufig Albträume hatte. Hatte sie den Traum schon gehabt? Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, die ein Mädchen ihres Alters nicht haben sollte. Margaret verspürte einen warnenden Schauer der Vorahnung. Sie konzentrierte sie wieder auf die Geschichte. »Auf Rathlin Island gab es eine Höhle und dort versteckten sich der König und seine Gefolgschaft den ganzen bitterkalten Winter über ...«

Wäre Isobel nur mit ihm gegangen. Hätte er ihr doch gestattet, an seiner Seite zu bleiben, wie er es sich gewünscht hatte. Hätte er sie nur nicht weggeschickt.

Die lange Stille dehnte sich, während sie in Gedanken die Geschichte durchlebte: die Geschichte, von der sie besessen war, seit sie sich erinnern konnte, die Geschichte, die sie den beiden Kinder immer wieder erzählt hatte.

Aber wie hatte sie selbst davon erfahren? Sie konnte sich nicht erinnern, wer sie ihr als Erster erzählt hatte. Die Geschichte hatte sie stets begleitet, war ihr in Fleisch und Blut übergegangen und in die Seele. Freude, Schmerz, Liebe und zuletzt Angst und Verzweiflung. Und damit der immer wiederkehrende Albtraum.

»Tante Margaret?« James hüstelte zögernd. »Der König ... auf Rathlin ...?«

Mit einem Ruck brachte sie ihre Gedanken in die Gegenwart zurück. Sie zwang sich zu einem Lächeln.

»Entschuldige, James. Ich glaube, ich bin ein wenig müde.« Sie sah Clare an und fürchtete beinahe, das Mädchen hätte ihre Gedanken gelesen, aber Clare sah sie nicht mehr an. Sie hatte den Blick auf das Fenster gerichtet und betrachtete den dicken grauen Wolkenteppich, der über Airdlie House hing. Ihre Augen waren voller Leid.

»Clare!«

Nur das verblüffte Gesicht von James verriet Margaret, wie panisch ihr Ruf sich angehört haben musste.

Das Mädchen sprang auf. »Ja, Tante Margaret?« Sie stand neben der alten Frau, ihr Gesicht wirkte ängstlich. »Was ist denn?«

»Nichts, Liebes, nichts.« Margaret richtete sich mühsam auf. Ihre Fantasie ging wieder mit ihr durch. Es war verrückt zu denken, dass man eine Besessenheit unabsichtlich weitergeben konnte. Das Kind wurde erwachsen, das war alles. Clare würde bald keine Lust mehr haben, sich das Gefasel einer alten Frau anzuhören. Sie würde sich viel mehr für Jungs und Popmusik und Kleidung interessieren. Und dann würde sie keine Zeit mehr für eine Geschichte haben, die Generationen alt war. Sie würde sie vergessen.

Margaret nahm einen Gehstock in jede Hand, umklammerte sie mit festem Griff und drückte die Enden aus schwarzem Gummi fest auf die blanken Dielen rechts und links von ihren geschwollenen Füßen. »Gehen wir Tee machen, ja?«, sagte sie. »Robert Bruce und seine Spinne können warten.«

»Du bist Paul gegenüber wirklich sehr unfair!«

Gillian Royland griff nach ihrem Glas und nippte an dem Fruchtsaft. Sie schob die Sonnenbrille hoch und betrachtete ihre Schwägerin unter dem Schatten des Hutes hervor mit kurzsichtigen Augen. »Willst du etwa keine Kinder?«

»Du weißt, dass ich welche möchte.« Clare musterte den gewölbten Bauch der schwangeren Frau unter dem teuren maßgeschneiderten Badeanzug, dann legte sie sich wieder auf das Handtuch, machte die Augen zu und ließ eine Hand in den Pool baumeln, wo sie das seidige Wasser an den Fingerspitzen fühlte. Sie waren im Garten von Buckster's, Clares Landhaus.

»Warum lässt du dann keinen Test machen, um festzustellen, woran es liegt?«

Clare seufzte. »Paul und ich waren beide bei Dr. Stanford.«

»O ja, ein Schwätzchen mit deinem Hausarzt.« Gillian zog sich höher auf die gepolsterte Liege. »Was weiß der denn schon davon? Ich hab' dir doch gesagt, du musst zu meinem Gynäkologen in der Harley Street gehen.«

»Mit mir ist alles in Ordnung, Gill.« Clare ballte im Wasser die Faust, sie wollte nicht über die Fragen, die Tests und die Demütigungen sprechen, die sie und Paul schon über sich ergehen lassen mussten. »John Stanford hat gesagt, ich soll lernen, mich etwas besser zu entspannen, das ist alles.«

»Und deine Reaktion darauf ist, dass du zu diesem verrückten Guru gehst!«

»Er ist kein Guru!« Clare richtete sich erbost auf und schüttelte das nasse Haar aus dem Gesicht. »Er unterrichtet Yoga. Millionen Menschen lernen Yoga. Daran ist nichts Schlimmes. Du solltest es auch versuchen. Ja, sogar in deinem Zustand!«

»He, beruhige dich.« Gillian zog sofort die Sonnenbrille auf die Nase, als wollte sie jeder Auseinandersetzung aus dem Weg gehen. Amüsiert musterte sie ihre aufbrausende Schwägerin. »Du musst wahrhaftig lernen, dich zu entspannen.« Als Clare nicht reagierte, machte sie einen weiteren Vorstoß, da sie sich hinter der Brille offenbar sicher fühlte. »Zwischen dir und Paul ist doch alles in Ordnung?«

Die Frage hing einen Moment in der Luft. Clare schlang die Arme um die Knie und zog die Schultern ein, als ein kalter Wind über sie hinwegstrich. Ein paar Blätter wurden von der Buchenhecke in das ruhige blaue Wasser geweht. »Was sollte sein?«, fragte sie schließlich.

Gillian betrachtete sie verstohlen. »Nur so. Ihr kommt doch beide zu unserer Party am Samstag, ja?« Der Themenwechsel kam so unvermittelt, dass Clare erstarrte.

»Wenn Paul sich dieses Wochenende in London freimachen kann.« Clare stand plötzlich mit müheloser Anmut auf und blieb einen Augenblick am Rand des Pools stehen, wobei sie sich des kritischen Blicks ihrer Schwägerin bewusst war. Dann sprang sie ins Wasser. Die Kälte war beißend, belebend und schon vom Herbst berührt, der in der Luft lag. Es war der erste Oktober.

Als sie sich an der Leiter am anderen Ende des Pools hochzog, zitterte sie am ganzen Körper.

»Er ist immer noch wütend über das Testament deiner Großtante, nicht?« Gillians kühle Stimme ließ Clare, die sich gerade nach dem Handtuch bückte, abrupt aufschrecken.

»Hat er dir das gesagt?« Clare drehte sich um und sah sie an.

»Eigentlich hat er es David gesagt. Aber wir haben vermutet, dass etwas faul ist. Alle haben gedacht, sie würde dir und David jeweils die Hälfte ihres Vermögens hinterlassen.«

»Das geht keinen etwas an!«, antwortete Clare.

»Ach komm schon, wir sind doch eine Familie.« Gillian stand langsam auf. »Paul hat doch keine Geldsorgen, oder?«

»Paul?« Clare, die die Frage sichtlich schockierte, sah sie nur an. »Wie kommst du denn darauf?«

Die beiden Frauen sahen einander einen Moment an, bis Gillian sich unbehaglich abwandte. »Nichts. Nur so. Er schien nur völlig aus dem Häuschen zu sein, darum.«

»Das war meinetwegen.« Clare frottierte sich heftig das Haar. »Er dachte, es würde mir etwas ausmachen.«

»Und?«

Clare schüttelte den Kopf. »Ich wollte immer nur Duncairn, mehr nicht.«

Sie stand noch lange draußen, nachdem Gillian gegangen war, und sah in den Pool, während eine neuerliche Böe goldene Blätter in den Pool wehte. Selbstverständlich hatte ihr die Sache mit dem Geld etwas ausgemacht. Sehr sogar. Es hätte ihr die Freiheit gegeben.

Sie trocknete sich träge ab und ließ das Handtuch fallen, als die Brise nachließ und die Sonne hervorkam und ihre kühle Haut wärmte. Sie strich mit den Händen stirnrunzelnd an ihrem schlanken Körper hinab und dachte an den geschwollenen, fruchtbaren Leib ihrer Schwägerin, als sie feststellte, dass eine Frau im Tor in der hohen Hecke aufgetaucht war, die den Bereich des Pools umgab. Sie winkte. »Komm schon, Sarah, geh schwimmen, solange die Sonne noch scheint«, rief sie.

Sarah Collins runzelte die Stirn. Sie war eine große, gut gekleidete Frau Anfang fünfzig und trug eine Schürze über dem Rock. In einer Hand hielt sie ein Bündel Briefe.

»Die Post kam gerade, als Lady Royland gegangen ist«, rief sie zurück. »Ich dachte mir, ich bringe Ihre heraus. Ich kann jetzt nicht schwimmen. Ich habe heute Morgen viel zu tun.«

Clare fragte sich, ob sie sich die schwache Betonung der letzten Worte eingebildet hatte: die unausgesprochene Andeutung, dass Clare natürlich überhaupt nichts zu tun hatte.

Clare lächelte sie entschlossen an. »Ich bin sicher, die Hausarbeit kann warten, Sarah. So schöne Tage werden wir nicht mehr viele haben.«

Sie wusste, dass die Frau nicht schwimmen würde. Sie schwamm nie. Obwohl sich Clare alle Mühe gab, Freundschaft mit ihr zu schließen, schien Sarah Collins entschlossen, distanziert zu bleiben, Demarkationslinien zu ziehen. Herrin und Dienerin. Hausherrin und Haushälterin. Auch Vertraute – das gehörte traditionell zur Rolle dazu –, aber ohne irgendwelche Gegenleistungen und daher keine echte Freundin. Niemals.

Clare griff achselzuckend nach dem Handtuch und trocknete sich die Hände ab, dann

nahm sie die Briefe. Sie blätterte sie desinteressiert durch und warf sie auf den weiß gestrichenen schmiedeeisernen Tisch.

Sarah ging schon wieder ins Haus. Das Tor fiel zu und Clare war wieder allein. Sie schenkte sich seufzend Saft aus dem Krug auf dem Tisch ein, trank aber nicht. Stattdessen ging sie zur Matte am Rand des Pools. Sie würde zwanzig Minuten Yogaübungen machen, solange ihr Körper noch sauber und belebt und vom Schwimmen entspannt war.

Sie zog den Bikini aus und setzte sich nackt anmutig auf die Matte. Tief durchatmend machte sie die Augen zu und entspannte sich bewusst, Muskel für Muskel, Glied für Glied; sie ließ ihren Verstand wandern, während sie die Beine langsam zum ersten Asana anzog.

»Yoga, Meditation, Entspannung. Erstklassig, meine Liebe. Alles erstklassig.« Sie konnte John Stanfords leicht väterliche Stimme immer noch hören. »Wenn es Sie entspannt und den Stress beseitigt. Keine Bange, die Tests werden beweisen, dass alles in Ordnung ist. Wenn die Natur der Meinung ist, dass Sie bereit sind, werden Sie empfangen, und keinen Augenblick vorher. Wir können das nicht beschleunigen.«

»Aber ich muss nicht ins Krankenhaus oder so?« Sie hatte Schlimmeres als diese Tests erwartet; einen Termin im Krankenhaus und so weiter. Kein Schulterklopfen wegen ihrer Yogaübungen.

Er hatte den Kopf geschüttelt. »Sie haben fünf Jahre die Pille genommen, Clare. Es dauert seine Zeit, bis Ihr Körper sich wieder umgestellt hat. Ich bin ganz sicher, mehr ist es nicht. Übt Paul Druck auf Sie aus, Teuerste? Möchte er einen Sohn und Erben und so weiter? Ich werde mit ihm darüber reden. Überlassen Sie das nur mir.«

Damit war das erledigt. Aber Pauls Familie mit ihren Kindern war wie ein stummer Vorwurf. Gillian hatte drei, ein viertes war unterwegs; Chloe, ihre andere Schwägerin, zwei; und sogar Em, ihre beste Freundin, Pauls jüngste Schwester, hatte Julia.

Auf dem Rückweg zum Haus – sie hatte, Sarahs Empfindlichkeit wegen, den Bikini wieder angezogen – las sie den ersten Brief.

Wir wurden darüber informiert, dass Sie Besitzerin von Hotel, Schloss ... und umliegenden Ländereien des Anwesens Duncairn in Schottland sind. Unser Klient hat angedeutet, dass er daran interessiert wäre, das oben genannte Anwesen als Ganzes zu kaufen ... Zu Verhandlungen über den Preis sind wir gerne bereit ...

Clare betrachtete den Brief fassungslos. Sie wurde wütend. Glaubten die ernsthaft, sie würde Duncairn verkaufen? Ihr Geburtsrecht, siebenhundert Jahre Geschichte, ihr Erbe von Tante Margaret; die Schönheit, Wildheit, alle Erinnerungen verkaufen? Der Brief hatte einen offiziellen, fordernden Tonfall; die unpersönlichen rechtlichen Ausdrücke kündeten von mehr als beiläufigem Interesse; sie sprachen für Kenntnis der Gegebenheiten und ihres Besitzanspruchs; das Recht zu kaufen sprach aus ihnen. Plötzlich war sie von Panik erfüllt.

Sie hielt den Brief fest und lief zum Haus zurück. Der Salon war kühl, die Jalousien halb heruntergelassen. Jocasta, ihr langhaariger Apportierhund, lag im Kühlen und schlief. Die Hündin hob den Kopf und wedelte mit dem Schwanz, als ihre Herrin den Rest der Post auf

einen Sessel warf.

Clare las den Brief nicht noch einmal, sondern setzte sich an den Schreibtisch, zog einen Bogen Briefpapier aus der Schublade und nahm den Füller.

Nichts, nichts konnte sie dazu bringen, zu verkaufen. Keine noch so große Geldsumme würde ausreichen. Das Anwesen war nicht zu verkaufen. Wie konnten es die Herren Mitchison und Archer wagen, auch nur zu fragen? Sie kritzelte die Unterschrift darunter und faltete den Brief in ein Couvert. Erst da merkte sie, dass ihre Hände vor Wut zitterten.

Die Hündin legte sich seufzend wieder hin und schloss die Augen. Das brachte Clare zur Besinnung. Sie sah Casta einen Moment an, dann zerriss sie den Umschlag langsam. Sie atmete wieder durch. Körperbewusstsein, so nannte Zak das. Nichts rechtfertigt so eine Aufregung ... Sie dachte an seine nüchterne Stimme. Zeit. Lass dir Zeit. Sie merkte, dass sie zitterte, dass sie auf die Bedrohung reagierte, als wäre der unbekannte Anwalt mit seinem anmaßenden Brief hier bei ihr im Zimmer.

Sie stand langsam auf. Was für eine Närrin sie war! Kein Grund zur Eile. Er konnte nichts tun. Das Land war nicht zu verkaufen. Sein Klient sollte sich einen anderen Landsitz suchen. Nichts und niemand konnte sie zum Verkauf bewegen ...

Sie dachte plötzlich an Paul und schluckte nervös. Was würde Paul sagen, wenn er von dem Angebot erfuhr?

Noch im selben Augenblick wusste sie mit absoluter Gewissheit, dass sie ihm nichts davon erzählen würde.

Sie ging nach oben, duschte, zog einen Morgenmantel an und ging ins Schlafzimmer. Es war ein hübsches, sonniges Zimmer, die rosa Vorhänge und Ornamente machten es gemütlich, während ihm der silbergraue Teppich eine Aura kühler Selbstsicherheit verlieh. Sie konnte die Rosen in der Vase aus Glas und Silber auf dem Tisch beim Fenster riechen. Meditieren. Das war Zaks Rat für Situationen, mit denen sie nicht fertig wurde. Meditieren, entspannen, sich Zeit lassen. Dann das Problem vornehmen und etwas dagegen tun. Und es danach vergessen.

»Mach die Augen zu und denk an deinen Lieblingsplatz«, hatte Zak ihr geraten. »Wo du dich am glücklichsten fühlst. Stell ihn dir so genau vor, dass du die Sonne auf der Haut spürst und die Vögel singen hörst.« Sie wählte immer Duncairn.

Sie war im Juni zum letzten Mal dort gewesen, am Sonnenwendtag, nach ihrem ersten Streit mit Paul.

Das Testament war eindeutig gewesen. Clare bekam das verfallene Schloss, etwa vierzig Hektar Moorlandschaft, die dazugehörten, das altmodische, verschlafene Hotel und das Lehen des Fischerdorfs am Fuß der Klippen. Da sie einen reichen Mann hatte, brauchte sie kein Geld. Daher bekam James, der seinem toten Vater so ähnlich war, die drei Bauernhöfe und das ganze Geld; ebenso Airdlie, das Haus und Anwesen in Perthshire, aber ihre Mutter und Archie, deren zweiter Mann, hatten dort Wohnrecht auf Lebenszeit.

»Hast du gewusst, was die alte Schachtel vorhatte?«, fuhr Paul sie an, kaum dass sie nach der Testamentseröffnung wieder im Hotelzimmer waren.

»Nein, das habe ich nicht gewusst.« Ihre Stimme war tonlos. »Sie hat immer gesagt, sie würde uns beiden alles hinterlassen. Ich sollte Duncairn bekommen – ich habe immer gewusst, dass ich Duncairn bekommen würde –, aber ich habe auch mit etwas Geld gerechnet.«

»Etwas Geld!« Paul dämpfte die Stimme. »Margaret Gordon war allein an Barmitteln über eineinhalb Millionen schwer. Mit den Bauernhöfen mindestens drei.« Sein hübsches Gesicht wirkte blass und abgespant, als er sie am Arm packte und zu sich drehte. »Und sie hat alles James vermacht. Du musst das Testament anfechten.«

»Nein!«

»Nein?« Er sah sie an.

»Nein, Paul. Ich werde es nicht anfechten. Sie hat recht. Du bist reich. Mein Bruder hatte nichts, überhaupt nichts. Er hatte nicht einmal einen Vater. Daddy ist vor seiner Geburt gestorben!«

»Er hatte Archie ...«

»Archie hasst uns. Ihm missfiel immer, dass wir da waren; er dachte, wir würden zwischen ihm und Mutter stehen – das weißt du so gut wie ich.« Clares Augen blitzten. »Nein, das Geld gehört von Rechts wegen James. Ich habe alles, was ich will.« Ihr Zorn flaute unvermittelt ab. Sie legte Paul die Hände auf die Schultern. »Komm schon, Liebling. Wir brauchen nicht noch mehr Geld.«

Paul packte ihre Handgelenke und stieß sie weg. »Alle brauchen mehr Geld, Clare. Duncairn ist nichts wert.« Seine Stimme war schroff.

Sie sah ihn einen Moment erschrocken an, dann drehte sie sich um, ging ans Fenster und blickte über die Dächer hinter dem Hotel zum fernen Firth of Forth. »Mir bedeutet es alles«, flüsterte sie. »Alles. Begreifst du das denn nicht?« Sie wirbelte herum. »Es ist seit über siebenhundert Jahren der Sitz unserer Familie!«

»Dann sollte James es vielleicht auch bekommen. Schließlich ist er Erbe und Anwärter auf jedweden Adelsanspruch, den deine Familie noch haben könnte, nicht du.« Pauls Stimme war absichtlich gemein.

Sie stöhnte. »Paul!«

»Ist doch wahr. Oder beanspruchst du eine Art feministisches Erbrecht, weil du die Erstgeborene bist? Vielleicht hätte ich deinen Nachnamen annehmen sollen, als wir geheiratet haben!« Seine Stimme triefte vor Sarkasmus.

»Das wäre wenigstens ein Name, auf den man stolz sein kann!«, schrie sie ihm ins Gesicht und plötzlich war es ihr egal, was sie sagte. »Was bist du denn schon? Der dritte Sohn einer Familie, die ihre Vorfahren nicht weiter als eine Generation zurückverfolgen kann! Ich habe nie verstanden, warum du unbedingt einen Erben willst. Von dir kann er nichts erben!«

»Abgesehen vom Reichtum, von dem alle reden, meinst du wohl«, sagte Paul. Seine Stimme war eiskalt.

Clare sah ihn an und stellte wütend fest, dass sie den Tränen nahe war. Um sie nicht zu zeigen, wandte sie sich wieder den Dächern zu und beobachtete voll Zorn, wie eine Möwe um die fernen Schornsteine kreiste. Sie ließ die Schultern sinken.

»Abgesehen vom Reichtum«, wiederholte sie.

»Gut. Wenigstens weiß ich jetzt, was du von mir hältst«, fuhr er leise fort. »Dürfte ich fragen, weshalb du dich so weit herabgelassen hast, mich zu heiraten?«

»Du weißt, warum ich dich geheiratet habe!« Sie drehte sich nicht um. »Ich habe dich geliebt.«

»Habe dich geliebt, höre ich. Nicht: liebe dich.«

»Dann eben, ich liebe dich. Paul, was ist nur los? Was hast du? Warum bist du so?« Sie stieß sich vom Fenstersims ab und stellte sich vor ihn.

Er sah sie an. Ihr blasses Gesicht mit den ausdrucksvollen grauen Augen und dem dunklen Haar beeindruckte ihn immer wieder mit seiner zierlichen Schönheit. Aber dieses zierliche Aussehen täuschte. Clare war zäh wie altes Schuhleder, auch wenn sie etwas überspannt war. Jetzt bemerkte er die Tränen auf ihren Wangen und empfand einen Anflug von Reue. Er hatte ihr nicht wehtun wollen.

Nur – die Angst und Enttäuschung waren so groß gewesen. Herrgott! Wie hatte er mit diesem Geld gerechnet. Es hätte sein Rettungsseil werden sollen. Sein einziger Ausweg aus dem Schlamassel, in den er geraten war. Wenn er nur daran dachte, konnte er spüren, wie ihm der Schweiß auf den Handflächen ausbrach.

Unvermittelt zog er das Jackett aus. »Wenn wir uns vor dem Essen mit den anderen in der Bar treffen wollen, sollten wir uns beeilen«, sagte er brüsk und warf das Jackett aufs Bett. »Dein Bruder wird zweifellos eine oder zwei Flaschen Schampus spendieren wollen, um diesen warmen Regen zu feiern.«

»Paul ...«

»Nein, Clare. Sag kein Wort mehr. Kein Wort. Ich finde, du hast genug gesagt.« Er löste die Krawatte und warf auch diese aufs Bett, dann ging er ins Bad und schlug die Tür hinter sich zu.

Clare sah ihm stumm nach. Sie spürte, wie sie zu zittern anfing. Ein Gefühl völliger Einsamkeit überkam sie, als wäre sie plötzlich mit einem Fremden im Zimmer. Einem Fremden, vor dem sie einen Augenblick lang sogar Angst gehabt hatte.

Ihr Blick fiel auf die Kommode, wo er vorhin die Autoschlüssel hingeworfen hatte. Keine Minute später hatte sie sie genommen, war mit einem Blick zur geschlossenen Tür des Bads hinausgegangen und lief hastig den Flur entlang.

Die Sonne blendete Clare, als ihr Blick über die Burgruinen schweifte. Der abkühlende Motor des rallyegrünen Xys, der auf dem Grünstreifen am Wegrand stand, tickte leise. Der kühle Wind trug den Geruch des Meeres mit sich, versüßt vom Duft der Heckenrosen, die an den verfallenen grauen Mauern wuchsen. Sie schritt langsam das Felsmassiv entlang zum Klippenrand und sah vorsichtig hinunter.

Vor etwa hundert Jahren war ein Geländer an der breiten Lücke angebracht worden, wo Steine die Klippen zum Meer hinabgestürzt waren, aber das Gestänge hatte im Lauf der Zeit nachgegeben und hing heute wie trunken über dem Abgrund. Sie sah zum Wasser, das graublau und trüb war und selbst unter dem leuchtenden Junihimmel kalt wirkte, und betrachtete die Möwen, die mit den Luftströmungen kreisten. Der Lärm der Vögel ringsum war ohrenbetäubend: auf den Klippen Dreizehenmöwen, deren Schreie vom Granit des Turms widerhallten; das Kreischen einer Dohle, die sich irgendwo in den

verwitterten Mauern versteckt hatte; eine Amsel hoch oben in der Eberesche, die dort wuchs, wo früher die Kapelle gewesen war.

Die Burg war verlassen. Fernab der Touristenwege, nicht ausgeschildert; nur Gäste des Hotels kamen je hierher, und das waren nicht gerade viele. Sie sah über die Schulter zu den grauen Steinmauern des Duncairn Hotel, das hinter einem tiefen Windfang aus Birken und Fichten kauerte. Ein Verlustgeschäft, das wusste sie, aber es würde ihr sehr schwerfallen, etwas zu verändern. Sie liebte Duncairn wegen der Einsamkeit, der fernen, flachen Silhouette der Hügel dahinter. Ein erfolgreiches Hotel würde dieser Einsamkeit über Nacht den Garaus machen.

Sie schlenderte langsam über das Gras. Im Mittelpunkt der Mauern hatte jemand gerade so weit gemäht, dass man mühelos zwischen den Ruinen einhergehen konnte – Jack Grant vom Hotel, vermutete sie. Sie würde die Nacht dort im Hotel verbringen und morgen nach Edinburgh zurückkehren. Damit hatten sie und Paul Zeit, sich zu beruhigen. Den Gedanken, nach Airdlie zurückzukehren, ertrug sie nicht. Es gehörte jetzt James.

Sie zitterte nicht mehr. Sie hatte ihre Wut und den Schmerz ausgetrieben, indem sie mit über hundertvierzig Stundenkilometern über die Schnellstraße gefahren war, und keinen Blick oder Gedanken daran verschwendet, ob Polizeifahrzeuge unterwegs waren. Dann weiter auf der schmalen Straße nach Norden. Aber sie war immer noch verkrampft, immer noch deprimiert nach der Zeremonie der offiziellen Testamentseröffnung, wo sie gewusst hatte, dass sie die Einzige im Zimmer war, die aufrichtig und verzweifelt um Margaret Gordon trauerte.

Sie zuckte zusammen, als ein Schatten neben ihr über das Gras fiel, sie blickte sich um, aber es war nichts: Wind, der die zierlichen, anmutigen Arme einer Birke schüttelte. Also machte sie sich an einen Rundgang, wobei sie ab und zu die warmen, graurosa Mauersteine des Schlosses berührte, als würde sie sie rituell begrüßen und so ihr Erbe in Besitz nehmen. Sie bahnte sich einen Weg zwischen Disteln, hohem Gras und wilden Blumen bis zu einer steinernen Treppe, die sie zaghaft zum verfallenen Obergeschoss des alten Hauptgebäudes hinaufging. Der Boden war halb eingestürzt, zwei der Wände fehlten, aber ein Fenster mit hohem Rundbogen an der dem Meer zugewandten Seite war noch unversehrt und dort ging sie vorsichtig hin, trat in die Laibung, legte die Hände auf den sonnengewärmten Sims und sah übers Meer hinaus. Jetzt hing eine Nebelbank über dem Wasser, die im trüben Sonnenschein wie Perlmutter schimmerte.

Ein Mann beobachtete sie. Er stand etwa sechs Meter entfernt an die verfallenen Überreste des Ostturms gelehnt. Sie wich unwillkürlich in den Schatten des Erkers zurück. Wahrscheinlich ein Hotelgast. Sie musterte ihn verstohlen, den Kakipullover mit Flickern, die fadenscheinigen Cordhosen und das überdimensionale Fernglas, das er um den Hals hängen hatte. Ein großer Mann Mitte fünfzig, auf die derbe Art der Schotten gut aussehend; sehr hellhäutig. Und er war ein Eindringling. Sie missbilligte seine Anwesenheit. Sie wollte allein sein. Sie drehte sich wütend um und ging die Treppe hinunter, wobei sie sich darüber klar war, dass er sie deutlich sehen konnte. Sie fragte sich, was er von ihr halten mochte, da sie immer noch das dunkelblaue Seidenkleid und die Stöckelschuhe trug, die sie beim Notar in Edinburgh getragen hatte und womit sie jetzt durch die Ruinen stakste. Nur ihr Haar war der Umgebung angemessen, da der Wind

es zerzaust und zu wilden, unbändigen Locken gepeitscht hatte.

Sie ging davon aus, dass er verschwinden würde, wenn sie auf ihn zuing, aber er wich nicht. Er lehnte mit überkreuzten Armen lässig an der Mauer und sie glaubte in seinen Augen einen grimmigen Humor zu sehen, als sie mit Absätzen, die sich in Gras und Stein verfangen, an ihm vorbeiging.

Als sie über den hohen Erdwall zurückging, der eine der eingestürzten Mauern bedeckte, spürte sie es. Plötzlich brandete eine so greifbare Woge von Trauer und Verzweiflung über sie hinweg, dass sie unvermittelt stehen blieb. Sie zitterte heftig, als sie sich umsah. Es war, als käme diese Stimmung von außerhalb, eine Atmosphäre, die der kalte Wind mit sich brachte. Die Nebelbänke hinter ihr waren näher gekommen, der Nebel wehte vom Meer herein, glitt lautlos über die riesigen Granitklippen und wucherte in die Fugen der Steine. Sogar die Vögel waren verstummt.

Sie hatte aus unerfindlichen Gründen plötzlich Angst.

Sie konnte nicht anders, sie sah über die Schulter zu dem Fremden, weil sie den Trost eines anderen Menschen suchte. Er stand jetzt unter der Eberesche und sah zum geborstenen Bogen des hohen Fensters hinauf, das einstmals die Kapelle beherrscht hatte. Und sie wusste, auch ohne sein Gesicht zu sehen, dass er den kalten Schatten, der über das Schloss gefallen war, ebenfalls gespürt hatte.

Ganz in ihre Meditation versunken, runzelte Clare die Stirn. Automatisch, wie man es sie gelehrt hatte, rief sie sich das Licht ins Bewusstsein zurück, vertrieb den grauen Nordseenebel, der seine kalten Finger über Duncairn ausgestreckt hatte, vertrieb die Verzweiflung und Angst, die angehalten hatte, bis sie am Auto angelangt und zum Hotel zurückgefahren war. Den Fremden hatte sie danach nicht mehr gesehen.

Sarah Collins war in der Küche und polierte das Silber, als das Telefon läutete. Sie wartete genau vier Klingeltöne, ob Clare oben abnehmen würde, dann hob sie den Hörer hoch.

»Hallo, Mrs C. Hier spricht Emma Cassidy. Ist Clare da?«

Sarah runzelte die Stirn. Es missfiel ihr zutiefst, wenn sie nicht mit ihrem richtigen Namen angesprochen wurde. »Ich glaube, sie ist oben, Mrs Cassidy. Wenn Sie möchten, rufe ich sie.« Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern legte den Hörer mit einem Poltern, das ihr Missfallen zum Ausdruck bringen sollte, auf die Arbeitsplatte und ging langsam zur Treppe.

Die Schlafzimmertür war geschlossen. Sarah lauschte einen Moment, mit dem Ohr beinahe am Holzfurnier, dann klopfte sie ganz sachte.

Keine Antwort. Sie schürzte etwas die Lippen und wollte sich schon wieder abwenden, als sie, einer Eingebung folgend, den Knauf ergriff und langsam drehte, bis das Schloss klickte und die Tür aufging.

Clare saß immer noch auf dem Boden, hatte die Beine überkreuzt und die Hände locker auf den Knien liegen. Ihre Augen waren geschlossen. Sarah beobachtete sie erschrocken und fasziniert zugleich, bemerkte die Kerze, an der Wachs auf der von den sanft wehenden Vorhängen abgewandten Seite herabtropfte, den blassgrünen Morgenmantel,

der verrutscht war, sodass man einen braunen Schenkel und Clares linke Brust sehen konnte. Sie atmete tief und vollkommen regelmäßig, der Körper entspannt, das Gesicht ein Bild ruhiger Gelassenheit. Sarah fröstelte. Draußen im Garten wärmte die späte Herbstsonne die Erde, aber in diesem schattigen Schlafzimmer war es plötzlich sehr, sehr kalt.

Sarah drehte sich um und floh beinahe aus dem Zimmer, machte die Tür leise hinter sich zu und ging wieder in die Küche. Sie nahm den Hörer mit zitternden Händen. »Tut mir leid, Mrs Cassidy, aber ich kann sie nicht finden. Sie muss irgendwo draußen sein. Soll sie später zurückrufen?«

Sie wartete nicht, bis Emma aufgelegt hatte. Sie knallte den Hörer auf die Gabel, atmete tief durch, dann nahm sie ihn wieder ab und fing an zu wählen.

Sie wurde gleich mit Pauls Büro verbunden. Mit nervösen Blicken zur Küchentür hielt sie den Hörer fest in der linken Hand. »Sie macht es wieder«, flüsterte sie in den Hörer. »In diesem Augenblick. Mit Kerze und allem.«

»Gut, dass Sie angerufen haben, Mrs Collins.« Paul stand langsam hinter dem Schreibtisch seines dunkel getäfelten Büros auf. »Aber ich glaube nicht, dass Grund zur Sorge besteht. Soweit ich weiß, ist Meditation über einer brennenden Kerze eine durchaus übliche Technik.«

Sarah atmete tief durch, was deutlich durch das Telefon zu hören war. »Ich glaube, es ist mehr als Meditieren«, sagte sie düster. »Ich habe Meditation im Fernsehen gesehen, und wenn dieser schreckliche Zachary hierherkam und ihr Unterricht gab, zeigte er ihr ganz andere Sachen. Was Mrs Royland da tut, ist falsch. Vollkommen falsch.«

Paul lehnte sich ergeben an den Schreibtisch. »Inwiefern falsch, Mrs Collins?«

Sie biss sich auf die Lippen und strich mit den Fingern geistesabwesend durch das drahtige Haar. »Es ist einfach falsch«, wiederholte sie. »Sie müssen es ihr verbieten, Mr Royland.«

»Ich bezweifle, ob ich das könnte.« Sie nahm das verbitterte Lachen erstaunt zur Kenntnis. »Ich bezweifle, ob ich Clare überhaupt etwas verbieten könnte, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat.«

Er legte auf und sah das Telefon minutenlang an, ohne es richtig wahrzunehmen. Dann warf er sich wieder in den Polstersessel aus tief geknöpftem Leder und nagte am Daumennagel. Sein Büro war geräumig, an den getäfelten Wänden hingen Ölgemälde der früheren Bankdirektoren. Wenn die Sonne nicht direkt zum Fenster hereinschien, so wie jetzt, war es ein düsterer, deprimierender Raum.

Das Läuten des Telefons brach das Schweigen.

»Paul, ich möchte gern, dass Sie bei mir vorbeischaun, wenn Sie dieses Wochenende herkommen und es einrichten können.« Es war John Stanford, der Arzt der Roylands.

Paul runzelte die Stirn und griff automatisch nach seinem Terminkalender. Dann legte er ihn wieder weg, ohne ihn aufzuschlagen. »Was soll das, John? Darf ich entnehmen, dass dies kein Höflichkeitsanruf ist?«

»Ich habe die Ergebnisse der Tests, denen Sie und Clare sich unterzogen haben. Ich möchte, dass Sie sich die Werte ansehen, bevor ich mit Ihnen beiden darüber spreche.«

Paul schloss die Augen. Langsam ließ er sich in den Sessel zurücksinken.

»Was bedeutet, wir haben ein Problem. Und da Sie mich sprechen wollten, wahrscheinlich mit mir, ja?« Er atmete tief durch. »Kommen Sie, John. Streichen Sie nicht wie die Katze um den heißen Brei herum. Ich brauche niemanden, der mein Händchen hält und mir in die Augen sieht, wenn er mit mir redet. Sie können es mir am Telefon sagen.«

»Nun gut.« Es folgte eine Pause, als würde John Stanford in seinem Sprechzimmer in Suffolk die Worte mit Bedacht wählen. »Es geht um den Spermaanteil, Paul. Er ist gering. Sehr gering. Wir könnten die Tests noch einmal wiederholen, aber die Ergebnisse sind konstant. Ich fürchte, es ist äußerst unwahrscheinlich, dass Sie jemals ein Kind zeugen können. Unter diesen Umständen können wir wohl auf weitere Tests bei Clare verzichten.« Langes Schweigen. Dann: »Paul? Sind Sie noch da? Könnten Sie trotzdem vorbeischaun? In diesem Stadium gibt es mehrere mögliche Wege.«

»Sie meinen, es ist heilbar?« Paul drehte einen Bleistift zwischen den Fingern.

»Nein, Paul. Tut mir leid. Aber es gibt andere Möglichkeiten. Adoption. Künstliche ...«

»Nein!« Paul schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Wenn es nicht heilbar ist, gibt es nichts zu besprechen, John. Nichts. Und ich verbiete Ihnen, Clare etwas zu sagen. Ist das klar? Ich verbiete es strengstens. Ich werde es ihr selbst sagen, wenn der Zeitpunkt günstig ist.«

Er legte den Hörer auf und erhob sich. Die Flasche Scotch in der Hausbar des Büros war noch ungeöffnet. Er schraubte sie auf, schenkte sich ein Glas ein und trank langsam. In seinen Gedanken war nur eine große Leere, als er zum Fenster ging und auf die Coleman Street hinuntersah. Der Verkehr stand, die Gehwege waren voller Menschen.

Er stand ein paar Minuten da, als er seine Aufmerksamkeit allmählich auf die andere Straßenseite konzentrierte. Dort stand eine Frau, die hinüberwollte. Sie hatte einen kleinen Jungen an der Hand. Während sie warteten, begann der Junge aufgereggt auf und ab zu springen und sah zu ihr auf, und Paul sah ihr Gesicht, als sie dem Jungen zulächelte. Es hatte so einen zärtlichen Ausdruck, dass er sich einen Moment auf die Lippen biss.

Er wandte sich mit einem Stöhnen vom Fenster ab und schleuderte das Whiskyglas durchs Zimmer.